

Bernhard Hüttenegger
Beichte eines alten Narren
Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

1. Auflage April 2017

literatur nr. 75

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Covermotiv: Christiane Muster

Foto Covermotiv: Croce & Wir

Autorenfoto: Karl Baumgartner

Druck: Bookpress.eu

ISBN 978-3-903144-09-5



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



Bernhard Hüttenegger

Beichte eines alten Narren

Roman

Schrebergarten-Arkadien

Mit Kerbel beginnt das Frühjahr; er wächst beim Komposter, einem Lattengeviert, wo die Küchenabfälle, sich verwandelnd in tiefschwarze Humuserde, gesammelt werden, und schmeckt am besten, frisch gepflückt, zerhackt, auf einem Butterbrot. Dann folgt der Schnittlauch an den bekannten Stellen im Gemüsegarten, und sobald die Erde trocken ist, sollte man mit dem Umstechen anfangen – die Saison ist eröffnet.

Mit einer normalen Schaufel, nicht mit einem Spaten, steche ich um. Mia meint, die normale Schaufel genügt, wir brauchen keinen Spaten, der noch mehr Kraftaufwand erfordern würde. Sie ist die passionierte Gärtnerin, ich bin der willfähige Gehilfe. Schon vorher hat sie die Erdoberfläche von Unkraut, das vom Herbst verblieben war, gesäubert und aufgejätet, damit sich das Umstechen leichter anlässt.

Ich steche die Schaufel im richtigen Winkel, möglichst steil, in die von Mia gesäuberte und aufgejätete Erde hinein und plaziere die Ladung hinter der entstehenden Erdfurche. Mia steht daneben, kontrolliert den Winkel der in die Erde eindringenden Schaufel sowie die Breite der herauszustechenden Erdscholle und zerkleinert mit einem Eisenrechen die Erdknollen, die ich hinter der Erdfurche ablade. Sie fordert mich wiederholt auf, ebenfalls die Erdknollen mit der Schaufelschneide zu zerhacken. Nicht so schnell! Nicht so schnell! Die passionierte Gärtnerin, für die die Gartenarbeit mit größter Präzision und Sorgfalt verrichtet werden muss, ermahnt mich immer wieder; ich will die körperliche Schwerarbeit des Umstechens möglichst rasch hinter mich bringen. Die Schaufelschneide wird auch benötigt, wenn eine Maulwurfsgrille ans Licht kommt – gnadenlos wird

»Eine dauerhafte Liebe ist ein Heiliges,
das lange Zeit braucht, um sich zu erschöpfen.«

Michel Leiris

dieser Schädling, der unser mühsam gezogenes Gemüse von unten, von der Wurzel her anknabbert, zerhackt. Mia schreit jedes Mal auf, sobald sich eine Maulwurfsgrille zeigt – und verfehle ich sie mit der Schaufelschneide und lasse sie entweichen, gibt es erst recht ein Gezeter, weil die gesamte Gemüseernte bereits im Vorhinein gefährdet scheint. Aber im Frühjahr sind diese Erdwurmkäfer, die außerdem hässlich aussehen, noch jung und unerfahren und entkommen nur selten der Guillotine, die ich auf sie hinuntersausen lasse.

Wenn die Erdfurche breit genug und gesäubert von herabrieselnden Erdknollen ist, begeben mich zu einem unserer drei Komposter. Mia hat bereits vorsorglich die obere Schicht der dort gesammelten Küchenabfälle abgetragen, daneben aufgehäuft und die sich unten gebildete Humusschicht aufgelockert, so dass ich sie leichter Hand in einen Kübel schaufeln und zum umzustechenden Beet tragen kann. In die Erdfurche schüttele ich den fetten Humus, und Mia recht die am Furchenrand aufgehäuften Erde darüber und recht und recht, bis die Oberfläche glatt und feinkörnig ist wie Mehl oder Grieß – mit ihren kleinen starken flinken Händen krabbelnd streicht sie die Erdoberfläche glatt und zerkrümelt zuletzt die kleinste Erdknolle zwischen den Fingerspitzen; ja, die passionierte Gärtnerin fühlt die Erde und streichelt sie, so sieht es aus ... In dieser Zeit habe ich Verschnaufpause und strecke auf der Gartenbank alle viere von mir und schaue in den zartblauen Frühlingshimmel.

Die Erde ist Mias Element, ich bin mehr dem Wasser zugetan.

Es ist ein Gemeinschaftsgarten, in dem Mia das größte Areal zur Bewirtschaftung hat, befindlich in der Marktgemeinde, zwischen Hauptschule und Görtschitzbach, zehn

Autominuten entfernt von dem Dorf, in dem wir wohnen. Hauptsächlich ältere Frauen recken hier, über die Pflänzlein gebeugt, den Kopf hinabgesenkt zum Element, aus dem der Mensch, der Legende nach, geformt ist, den Steiß gegen den Himmel.

Allein diese Haltung, dem Himmel den Hintern zuzuwenden, den Kopf in den Mist, in den Schlamm, in die Erde zu stecken, darin zu wühlen, macht mir die Gärtnerei unsympathisch – als eine Umkehr der Evolution; hat sich der Mensch in seiner langwierigen Entwicklung doch mühsam aufgerafft aus dem Staub, erhoben vom Boden zu aufrechter Haltung, um mit Stolz und Würde, Kopf und Blick erhoben, sein Wesen zu verkörpern ... Für Mia, die ansonsten von allerlei Leiden geplagt wird, ist die Gartenarbeit die einzige Erholung.

Es gibt keine Gartenzwerge, keine Schrebergartenhütten im Gemeinschaftsgarten, nur Tomatenhäuser; außer Gemüse werden auch Blumen und Sträucher gehegt und gepflegt.

Sobald wir das große, von uns bewirtschaftete Areal, welches nicht zusammenhängend, sondern im gesamten Gemeinschaftsgarten verteilt ist, umgestochen und den Dünger hineingearbeitet haben, wird Mia die Zwiebel stecken, Radieschen und Erbsen säen, Kohlrabi und Salatpflänzchen setzen; für mich wird die Hauptarbeit getan sein und ich werde mich meiner Lektüre widmen, zwischendurch innehaltend, in den Himmel schauen oder die Mauersegler beobachten, die das Hauptschulgebäude mit einem Felsen verwechseln und dort in den Nischen nisten.

Auf der Heimfahrt vom Garten, von der Marktgemeinde in das Dorf, in dem wir wohnen, sobald wir linker Hand einen Kogel passieren, bekommt Mia, auf dem Beifahrer-

sitz, ein versteinertes Gesicht und schaut starr geradeaus. Auf dem Kogel hat sie ihre frühe Kindheit zugebracht; dort, in einer Bergbauernkeusche, hat ihre leibliche Mutter gelebt, mehrere Jahre bettlägrig, bevor sie vor einem Jahr gestorben war.

Damals habe ich Mia, nachdem sie die Nachricht erhalten, in einer rasenden Fahrt auf der kurvenreichen Waldstraße hinaufgefahren zur Keusche, wo ihre leibliche Mutter in einer Kammer lag, seitlich im Bett, den Eintretenden zugewandt, einen Schleimpfropfen im offenen Mund ... Dann war ich bergab gerast, um die Antonius-von-Padua-Kerze zu holen, bei jeder Kurve konnten mir die beiden Halbbrüder, die ebenfalls verständigt worden waren, bergauf rasend entgegenkommen; aber zum Glück brachte ich die Antonius-Kerze ohne Autoblebschaden aus unserer Wohnung in die Keusche, und Mia schritt feierlich, in einer liturgisch anmutenden Zeremonie, mit dem flackernden Licht vor ihrer toten Mutter hin und her, leuchtete ihr ins Gesicht und sagte, mit fester Stimme: Damit du gut hinüberkommst in die Ewigkeit! Mit elf Jahren war sie – wie ein Kälbchen – verkauft worden an ihren leiblichen Vater und ihre Stiefmutter, die in einem Nachbardorf ein Haus hatten.

Als wir das Chemiewerk passieren, löst sich Mias Gesichtstarre und sie kreischt auf, weil Mückenwolken gegen die Windschutzscheibe prallen – für mich ein Signal, noch langsamer zu fahren; bald müssen wir links abbiegen, um das Dorf, das ich nicht »unser Dorf« nennen will, zu erreichen, dann wird das tickende Geräusch des Autoblinders, den ich beim Abbiegen betätigen werde müssen, Mias Nerven, wie die lautlos gegen die Windschutzscheibe prasselnden Mücken, arg strapazieren.

Ein paar Häuser, entlang einer stark befahrenen Nebenstraße, Wirtshaus, Sägewerk, Feuerwehr, rundum die Waldhügel ... Vom Durchzugsverkehr, werktags, in aller Früh, werden wir geweckt.

Mia ist hierhergezogen, in dieses windische Dorf, um ihrer leiblichen Mutter in der Bergbauernkeusche auf dem Kogel, um ihrem Kindheitsparadies nahe zu sein, und ich bin wegen Mia hier.

Extrem ist Mias Geräuschempfindlichkeit: Im Klo sitzt sie im Dunkeln, weil mit dem Licht auch der unerträglich lärmende Lüftungsventilator eingeschaltet wird. Im Schlafzimmer darf sich keine Uhr, deren Ticken stören könnte, befinden, der Wecker steht draußen auf dem Gang auf dem Boden. Der Nachbar steckt einen Stab in die Gartenerde, um durch elektrische Stromstöße die Wühlmäuse zu vertreiben – durch das geöffnete Schlafzimmerfenster hört Mia das unterirdische elektrische Surren, welches, anstatt die Wühlmäuse aus des Nachbarn Garten zu vertreiben, ihr den Schlaf vertreibt; die elektrischen Stromstöße peinigen sie.

Extrem ist auch Mias Schmerzempfindlichkeit: Es sind wandernde Phantomschmerzen, die sie quälen. Die Schmerzen sind so stark, dass sie sich nicht rühren kann. Die Rettung kommt und transportiert sie zu den Karmeliterinnen. Nach sorgfältigen Untersuchungen heißt es jedes Mal: Nervenwurzelirritation. Alle Schmerzmittel werden durchprobiert, sie wirken kaum noch. Mias Schmerzempfindlichkeit ist stärker als die Schmerzmittel. Die Prozedur wiederholt sich. Der Hausarzt oder Notarzt kommt, untersucht sie, schreibt eine Überweisung. Bei den Karmeliterinnen wird sie als »Stammgast« bevorzugt

behandelt, bezieht ihr Stammzimmer, hoch droben im letzten Stock, ein sonniges luftiges Eckzimmer der Sonderklasse, mit Einblick in den Park des Knabenseminars; dort machen die Priesterzöglinge ihre Turnübungen, mit nacktem Oberkörper, in aller Früh; sie veranstalten zum Training freundschaftliche Boxkämpfe oder Rangeleien untereinander zum Spaß; manch einer schlägt sein Wasser ab an einer der mächtigen Blutbuchen. Die Vorgänge im Park des Knabenseminars erinnern mich an meine Zeit als Zögling im Katholischen Heim.

Zuerst waren die Schmerzattacken eine Reaktion auf mein »ewiges Wegfahren« (wie Mia sagte). Tatsächlich fuhr ich immer wieder, meist berufsbedingt, weg. Ich machte meine nisomanischen Exkursionen und Insel-Eskapaden, suchte mein THULE, erlaubte mir exzessive Heimwehflüge in die Jünglingsheimat, machte meine arkadischen Streifzüge, weilte zur Sommerfrische in Grundlsee, weil nur dort meine Gogol-Studien gedeihen wollten, fuhr regelmäßig in die Weltheimat Wien, um Kultur zu tanken, Bewegungsfreiheit zu gewinnen, Weltgefühl zu spüren, um der Verpilzung und Verwurzelung im windischen Dorf, wo der Wald bei den Fenstern hereinwächst, zu entgehen. Und übersiedelte schließlich, gebrandmarkt durch Mias Hassgrimmigkeit, draußen auf dem Bahnsteig, durch die Zugfensterscheibe, gebrandmarkt bis in mein Innerstes, nach Wien, in mein angestammtes Biotop.

Freilich hatte ich Mia immer wieder eingeladen mitzufahren, aber sie war nicht dazu zu bewegen gewesen; zuerst hatte sie ihre kleine Nichte zurückgehalten, für die sie die Verantwortung eines zweiten Elternteils übernehmen zu müssen glaubte, später waren ihre Verpilzung und Verwurzelung schon zu weit fortgeschritten; jedenfalls gelang

es mir nicht, sie in Bewegung zu setzen; sobald ich mich jedoch hinausbewegt hatte aus der windischen Enge, ins Freie, ins Weite, ins Weltläufige, setzten Mias Schmerzen ein – um mich zurückzuhalten, zurückzurufen.

Nun sind meine Eskapaden und Ausflüchte vorbei, meine Zeit als Großstadt-Eremit ist Geschichte, meine nisomanischen Exkursionen haben ihr Ziel erreicht, ich habe mein THULE gefunden: in mir, meinem unverletzlichen innersten Wesenskern, auf den ich mich jederzeit zurückziehen kann. Nur noch selten besuche ich meine Hernalser Klausur, um ein wenig Weltgefühl zu haschen, jedes Mal lade ich Mia ein mitzufahren. Nun bin ich fast ständig hier, an Mias Seite, im windischen Dorf, und ihre Schmerzen setzen trotzdem regelmäßig ein, als ob ich, ein reisendes Phantom, wieder einmal irgendwohin unterwegs wäre, weg von ihr, das Brandmal von Mias Hass in meinem Innersten, bis zum Rand der Welt unterwegs, um weiß-Gott-was zu suchen und zu finden, mich selber als einen anderen vielleicht ... Ich bin zur Buße hier.

Du hast mich so gemacht, dass ich so bin!, sagt Mia. Und sie spricht von einem »Schmerz-Gedächtnis«; alles, was ich ihr angetan hätte, nicht nur mit meinem »ewigen Wegfahren«, wäre in ihrem Körper, dem Ausdruck der Seele, gespeichert und meldete sich regelmäßig ... Der Schmerz – ein Aufschrei des Körpers!

Und doch – ich kann es nicht vergessen und will es nicht vergessen – schliefen wir in der Verlobungszeit Hand in Hand, mehrere Wochen lang, auch nicht im Schlaf wollten wir voneinander lassen ...

Könnte es nicht sein, frage ich mich insgeheim, dass ihre Schmerzen, die mich seinerzeit zurückgerufen hatten, mittlerweile nach den Schmerztabletten verlangen?

Arg lädiert sind Mias Nerven. Du bist schuld, dass es so geworden ist!, sagt sie. Sie leidet unter Alpträumen (ich selbst erscheine ihr als Alptraumfigur), ständigen Schweißausbrüchen – und ihre Geräuschempfindlichkeit detoniert in schrillen Schreien, ausgelöst durch eine Lappalie oder ohne äußeren Anlass. Der Schrei – ein Ventil für einen inneren Überdruck. Einmal wird sie nicht mehr aufhören können zu schreien – dann wird es zu spät sein. Sie hat selbst Angst davor, schon jetzt macht sie jedes Mal ein erschrockenes Gesicht, nachdem es ihr doch gelungen ist, mit dem Schreien aufzuhören, als wüsste sie nicht, wie ihr geschehen war.

Und doch – ich kann es nicht vergessen und will es nicht vergessen –, nebeneinander im Bett, auf dem Rücken liegend, hat Mia, ganz zappelig vor Freude und Glück, mir einstens die Hände geküsst ...

Insgeheim wieder, frage ich mich weiters, ob Mias Seelenpein nicht mit ihren Kindheitsverletzungen zusammenhängt, die sie im Vaterhaus, wohin sie, verkauft wie ein Kälbchen, aus ihrem Kindheitsparadies auf dem Bergbauernkogel übersiedelt war, erlitten hatte, und die jetzt, im vorgerückten Alter, auf diese schreckliche Weise ihren Ausdruck erzwingen.

Jawohl, Beichte, Abrechnung mit sich selber, Eingeständnis der Schuld, Erhoffen von Lossprechung, von Vergabung.

Mehr als bloße Bekenntnisliteratur, existentielle Literatur – Verdichtung und Verwandlung des Lebensstoffes.

Wiedergutmachungsversuch. Will wissen, wie alles gekommen ist. Will wissen, warum.

Als erstes werden die Zwiebeln gesetzt, dann die Salatpflänzchen; Radieschen, Kohlrabi, Erbsen, Karotten, Petersilie werden gesät.

Die zarten Erbsensprösslinge werde ich später mit Stäbchen stützen, »Rankenhilfe« heißt das, und das ganze Beet mit einem Netz abdecken, damit die Vögel nicht die keimende Saat herauspicken.

Auch rote Rüben werden gesät, Erdäpfel im separaten Mistbeet, welches mit ausrangierten Fensterflügeln zugedeckt werden kann, gesetzt; später werde ich vom wuchernenden Erdäpfelkraut die gelb-braunen Kartoffelkäfer klaben und vernichten.

Ja, es sieht ganz nach einem Kampf aus, wir müssen unsere Nahrung, die wir mit Arbeit und Fürsorge der Erde abgewinnen, verteidigen. Wir müssen von »Schädlingen« sprechen, von »Feinden«. So geht es zu in der Natur, da gibt es nichts zu beschönigen; der Kampf um die Nahrung ist der Überlebenskampf.

Neben den Maulwurfsgrillen sind die Spanischen Wegschnecken die zweiten Haupt-»Feinde«, man kann es nicht anders sagen. Wer will schon sein Gemüse anpflanzen, Umstechen, ich weiß, wovon ich rede, ist eine schwere Arbeit, und es dann von den Wühlmäusen, Maulwurfsgrillen und Schnecken wegfressen lassen? – Ein Narr, vielleicht! Also bestreue ich die rote Wegschnecke mit Viehsalz, sie zerrinnt sogleich zu einer grässlichen schleimigen Masse. Mia verwendet einen eigenen Schneckenötter, ein Instrument, ähnlich einem Dosenöffner, mit dem sie die »Schädlinge« zersticht.

Die von unserem Komposthaufen abgetragenen, noch nicht verrotteten Küchenabfälle werden, nachdem die unterhalb gelegene Humuserde herausgeschaufelt, wieder in das Lattengeviert hineinbefördert.

Aber ich will meinen Anteil an der Gartenarbeit nicht übermäßig herausstellen, ich bin nur Gehilfe. Mia ist die passionierte Gärtnerin, im Garten tut ihr nichts weh, sie stößt keine Schmerzensschreie aus, vielleicht ist sie ein wenig übereifrig, sie gönnt sich kein Verschnaufen, kein Innehalten. Im Gegensatz zu mir. Nach meinem Einsatz im Frühjahr, dem Umstechen, einer Schwerarbeit, zweifellos, sitze ich in meinem weißen Gartenstuhl im Halbschatten, der Muße ergeben, jedoch stets für Handlangerdienste bereit.

Mia ruft mich, wenn sie mich braucht. Ihre Kommandorufe hallen quer durch den Gemeinschaftsgarten. Ich springe auf, lasse das Buch sinken und springe ihr bei. Zum Beispiel, wenn sie die Erdmücken plagt, die sich ihrerseits in ihrem Reich gestört fühlen durch die Gärtnerei, da komme ich mit dem Anti-Mücken-Gel gelaufen, das ich aus dem auf der Gartenbank abgestellten Korb hervorgekramt habe. Oder wenn Mia aufschreit (doch ein Schrei, aber ein Hilfeschrei), weil sie eine Wespenspinne entdeckt hat, da eile ich prompt zu Hilfe und zerquetsche die gefährliche Spinne zwischen zwei Brettern, die ich aneinanderschlage wie Tschinellen.

»Steigputzen« ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Sobald alles gepflanzt und gesät ist, werden die Steige zwischen den Beeten von Unkraut gesäubert. Das herausgejätete Unkraut, in Kübeln gesammelt, wird von mir »entsorgt«, das heißt, hinter dem Fliederbusch abgeladen; ich muss es schlau anstellen, weil die Gartenkollegen nicht wollen, dass der Fliederbusch mit dem aufgehäuften Unkraut vom Boden her erstickt wird, obwohl sie ihren Unkrautabfall ebenfalls dort ablagern. Nicht ungern verrichte ich solche leichten Hilfsdienste, wie auch das Her-

bebringen und Wegtragen der Werkzeuge zum Arbeitsbeginn und am Feierabend. Kommen wir am Nachmittag in den Garten, zählt Mia, bereits beim Gatter, die Werkzeuge auf, die sie brauchen wird, Schaufel, Haue, Setzholz, Rechen, Baumschere, Grasschere, und ich eile, nachdem ich den Korb auf der Bank abgestellt, in den Schuppen, um sie zu holen. Den Wechsel zwischen Muße und leichter Bewegung, eine Regel praktischer Lebenskunst, weiß ich zu schätzen, weil er mir gut tut. Auch für das Rasenmähen bin ich zuständig.

Erstaunlicherweise (für mich) wirkt der Anblick eines still und friedlich Dasitzenden und Lesenden jedoch als eine Provokation (für andere); obwohl ich, wie gesagt, als Gehilfe durchaus meinen Beitrag zur Bewirtschaftung des Gemeinschaftsgartens leiste, fühlen sich die anderen Gartenkollegen, je nach Temperament, mehr oder minder, provoziert, wenn ich in meinem weißen Gartenstuhl, den ich schon mehrmals eigenhändig, immerhin, repariert, geleimt habe, der Muße ergeben, dasitze, allerlei weitschweifige, gleichzeitig tiefgründige Gedanken hegend, in den Himmel schaue oder in ein Buch blicke. Ein Hilfsarbeiter und Hans-guck-in-die-Luft.

Nicht nur das genannte Chemiewerk, das wir auf der Heimfahrt in »unser« Dorf passieren, auch eine Kettenfabrik gibt es in der Marktgemeinde, und die Gartenkollegen sind größtenteils (ehemalige) Fabrikarbeiter. Das proletarische »Schaufelargument«, ein Fossil der Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts, wonach nur körperliche Arbeit richtige Arbeit bedeutet, ist hierorts, wo rundum die Schweinezüchter längst mit einem Laptop auf den Knien im Stall hocken, leider noch virulent.

Es blieb zunächst bei verbalem Anrempeln, bei gelegentlichen spöttischen Bemerkungen im Vorbeigehen, die mich, eine Art Schrebergarten-Ahasver, zu Wanderungen mit meinem eigenhändig reparierten, weißen Gartenstuhl zwangen – von Halbschatten zu Halbschatten, quer durch den Gemüsegarten.

Wer die Herde flieht, sagt der Große Sonnenphilosoph, den wird sie mit ihren Hörnern stoßen.

Ein proletarischer Heißsporn, Sohn der Gartenprinzipalin Kohlweg, brachte eine Luftmatratze mit und plazierte sich, ein Schulbuch in Händen, unmittelbar vor meine Füße: So ist's recht, die Frau arbeiten lassen und selber Urlaub machen!

Die Prinzipalin selbst, eine kleine quirlige hitzige Rothaarige, die im angrenzenden Fabriksarbeiter-Wohnhaus wohnt und deshalb den gesamten Gemeinschaftsgarten vor ihrem Küchenfenster als ihr Revier betrachtet, wollte ein Foto von mir machen, als ich, was ihr keinesfalls entgangen sein konnte, bereits fast unser ganzes Areal umgestochen hatte und beim letzten Beet angelangt war: weil sie mich, wie sie aggressiv äußerte, zum ersten Mal mit einer Schaufel in der Hand sieht ... Die Gemeinheit hatte der Lüge bedurft. Weiter ging die Wanderung mit meinem weißen Stuhl.

Einer pfeift demonstrativ oder singt eine bestimmte Volksliedphrase, wenn er nahe am still und friedlich Dasitzenden vorbeigeht, in der Folge pfeifen oder singen auch andere, nachahmend rudelbildend, in derselben Weise, wenn sie den Umweg in meine Nähe suchen.

Wie man sieht: Nicht bloß auf Vögel, Maulwurfsgrielen, Schnecken, Kartoffelkäfer, Giftspinnen, Wühlmäuse und Mücken ist der Kampf in der Natur beschränkt.

Aber ich lasse mir die Freude an unserem Schrebergarten-Arkadien nicht verderben; es spielt sich ab, was ich bereits weiß.

Pure Lebenslust verkörpernd, war ich, in meiner besten Zeit, mit nacktem Oberkörper durch den Wald, vom windischen Dorf in den Gemeinschaftsgarten in der Marktgemeinde gegangen, habe den Kopf, den Nacken unter den eiskalten Wasserstrahl über der Tonne gehalten.

Nach den Eisheiligen werden die Gurken gesät; ich errichte ein Zaungitter, einen Gurkengitterzaun, als Rankenhilfe, damit die reifenden Früchte nicht auf dem Boden verfaulen, sondern hochgebunden werden können. Auch Zucchini und Kürbis werden gesät, unter die reifenden Früchte werde ich Brettchen – eben jene Brettchen, die in Tschinellenfunktion auch als Spinnentöter nützlich sind – legen, damit die wachsenden, schön gezeichneten Kürbisse nicht, auf der bloßen Erde aufliegend, faulen. Ebenso werden Weiß- und Rotkraut-, Kohl- und Karfiolpflänzchen gesetzt. Ja, Paprika und Tomaten; dafür fühle ich mich zuständig. Beim Kauf der Pflänzchen bin ich dabei; ich experimentiere mit verschiedenen Sorten aller Farben, gelb, rot, schwarz-violett, und Größen, von Kirschtomaten bis Ochsenherz. Und das Tomatenhaus habe ich, gemeinsam mit Mia, gebaut. Wie man sieht, ist mein Beitrag zur Gartenarbeit nicht unbeträchtlich; weshalb also der Rudelzorn?

Die Bewässerung ist ohnehin meine liebste Beschäftigung, weil Wasser mein Element ist. Tomaten- und Paprikastauden nur unten, knapp über der Erde, außerdem selten gießen, die Blätter sollen nicht nass werden; die Früchte lieben Wärme und Trockenheit. Ich schleppe die blecherne Gießkanne, schwer bereits in leerem Zustand, ein Erbstück von Mias Großmutter, das es in Ehren zu halten gilt, quer

durch den Gemeinschaftsgarten, weil ich abgestandenes Wasser aus unserer Tonne verwende und das Tomatenhaus sich in einem entfernten Areal befindet. Auch die frisch gesetzten Pflänzchen müssen großzügig »eingegossen« werden, damit die Wurzelfäden sprießen.

Der Wechsel von Tätigkeit und stiller Wahrnehmung. Einssein von Innenwelt und Außenwelt. Augenblicke, in denen Zeit kristallisiert. Gewahrwerden der Allgegenwart.

Der Geruch von frischgemähtem Gras.

Zucchini Früchte werden durch eine Schraubendrehung vom Stamm gelöst.

Die leuchtenden Pfefferonischoten, das scharfe Rot im Grün.

Ein Taubenschwanz vor dem blühenden Salbeistrauch.

Langsam mit dem Beginn der Dämmerung öffnet die Königin der Nacht ihre zart-gelben Blütenblätter.

Wie Mia eine Handvoll Erde zerkrümelt, mit ihren kleinen starken flinken Händen, und dann das Beet glattstreicht wie ein gespanntes Tuch – eine Geste, die ihr Wesen ausdrückt ... Wie ich auf dem Meer, mit abgewinkeltem Oberkörper, die Arme ausgestreckt, den Blick durch die Taucherbrille in die Tiefe, die Wasserhaut tätschle, mit flachen Händen, vor dem Abtauchen ...

Bilder gegenwärtiger Erinnerung. Wie alles geworden ist.

Die Jünglingsheimat

In der Montclair Allee sitzen die »Geheizten« und pfeifen einem nach, wenn man nach Einbruch der Dunkelheit vorbeigeht. – So hieß es im Katholischen Lehrerheim; ich weiß nicht, ob einer die Probe aufs Exempel gemacht hat, ich glaube eher, dass die meisten, so wie ich selber, einen großen Bogen um diese Allee im Stadtpark der Landeshauptstadt gemacht haben.

Jedenfalls gab es im Schlafsaal, nachdem der Erzieher das Licht abgedreht und Gute Nacht! gebrüllt hatte, Ringkämpfe mit nacktem Oberkörper, Schnaufen und Stöhnen und Klatschen auf schweißnasser Haut, im Dunkeln zwischen den Betten, während die anderen schnarchten oder grunzten ... Und einer kletterte an der Außenfassade der von einem Park umgebenen Villa hoch – und flog bald darauf vom Heim. Faustkämpfe bei Tageslicht, Blut tropfte übers Kinn, sollten die Rangordnung in der Zöglingemeute klarstellen. Und die älteren Jahrgänge verdroschen die jüngeren, bloß zum Spaß.

Außer den »Geheizten« kursierten noch andere Kraftausdrücke, die das Gruppenbewusstsein stärkten. Die künftigen Pflichtschullehrer übten sich, durchaus sprachschöpferisch, in einer Parallelsprache. Auszug aus dem Penäler-Lexikon:

einen Bims zwicken – ein Brot essen

Ente – Sputum

einen Film drehen – flunkern, angeben, phantasieren

Griß streuen – schmeicheln

in der Harpfe schlunzen – im Bett schlafen

Heckmeck – Unfug, Schabernack